

(Nachdruck verboten.)

76]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Die Gefährten verehrten ihn wegen seiner Kühnheit und Entschiedenheit, liebten ihn aber nicht. Er seinerseits liebte niemand und verhielt sich gegen alle hervorragenden Leute wie gegen Nebenbuhler. Er hätte gern allen Verstand und alle Fähigkeiten bei andern Leuten herausgerissen, wenn sie nur nicht das Offenbarwerden seiner Fähigkeiten verhinderten. Er benahm sich gut nur gegen Leute, die sich vor ihm beugten. So benahm er sich jetzt unterwegs gegen Kondratjew, gegen Wjera Jesfremowna und gegen die hübsche Grabez, die alle in ihn verliebt waren. Obgleich er principiell auch für die Frauenfrage war, hielt er doch in der Tiefe seiner Seele alle Frauen für dumm und unbedeutend, mit Ausnahme derjenigen, in die er oft sentimental verliebt war, wie jetzt in die Grabez; dann hielt er sie für ganz ungewöhnliche weibliche Wesen, deren Vorzüge zu erkennen er allein im Stande war.

Die Frage des Verkehrs der beiden Geschlechter schien ihm, wie alle Fragen, sehr einfach und klar: sie wurde durch Anerkennung der freien Liebe vollständig entschieden.

Er besaß ein Weib, mit dem er in Scheinehe lebte, und ein zweites wirkliches Weib, von dem er geschieden war, nachdem er sich überzeugt, daß keine wahre Liebe zwischen ihnen existieren könnte, und beabsichtigte jetzt, eine neue freie Ehe mit der Grabez einzugehen.

Rechljudow verachtete er wegen dessen „Gethue“, wie er sich ausdrückte, mit der Maslowa und besonders deswegen, weil dieser sich erlaubte, über die Mängel der bestehenden Ordnung und die Mittel zu ihrer Besserung nicht nur nicht Wort für Wort so zu denken, wie er Komodworow, darüber dachte, sondern sogar auf seine eigene Manier, fürstennäßig, das heißt wie ein rechter Dummkopf. Rechljudow kannte dieses Verhältnis Komodworows zu seiner Person und fühlte zu seinem Stummer, daß er ihm trotz der seelenguten Stimmung, in der er sich während der Reise befand, mit gleicher Würze heimzählte und auf keine Weise die übermächtige Antipathie gegen diesen Menschen besiegen konnte.

Sechzigstes Kapitel.

In der Zelle nebenan erklangen Stimmen von Vorgesetzten. Alles verstummte, danach trat ein Feldwebel mit Eskortefoldaten ein. Das war die Kontrolle. Der Feldwebel zählte alle, indem er auf jeden mit dem Finger deutete. Als die Reihe an Rechljudow kam, sagte er vertraulich zu ihm:

„Jetzt dürfen Sie nicht mehr bleiben, Fürst, nach der Kontrolle. Sie müssen fort.“

Rechljudow, der wußte, was das heißen sollte, trat zu ihm und steckte ihm bereitgehaltenen drei Rubel zu.

„Ja, was soll man mit Ihnen machen! Daun bleiben Sie noch.“

Der Feldwebel wollte gehen, als ein anderer Unteroffizier eintrat und hinter ihm ein hoher, magerer Sträfling mit blaugeschlagenem Auge und spärlichem Bartwuchs.

„Ich komme wegen der Kleinen,“ sagte der Sträfling.

„O, da ist mein Papa!“ erklang plötzlich ein helles Kinderstimmchen, und ein weißhaariges Köpfchen erhob sich hinter der Kanzeiwa, die mit Marja Pawlowna und Katjuscha dem Kleinen Mädchen ein neues Kleid aus einem von der Kanzeiwa geschenkten Rock nähte.

„Ja, Mädchen, ich bin es,“ sagte Busowkin freundlich.

„Ihr geht's hier gut,“ sagte Marja Pawlowna mit einem schmerzlichen Blick auf das zerfallene Gesicht Busowkins.

„Lassen Sie sie bei uns.“

„Die Fräuleins nähen mir ein neues Kleid,“ sagte das Mädchen und zeigte dem Vater die Arbeit der Kanzeiwa.

„Hübsch und fein,“ lächelte sie.

„Willst Du bei uns schlafen?“ fragte die Kanzeiwa, das Mädchen liebkosend.

„Ja, ich will. Und Papa auch.“

Die Kanzeiwa strahlte in ihrem Lächeln.

„Papa darf nicht,“ sagte sie. „So lassen Sie sie hier,“ wandte sie sich an den Vater.

„Meinetwegen lassen Sie sie da,“ meinte der Feldwebel, der an der Thür stehen geblieben war, und ging mit dem Unteroffizier hinaus.

Sobald die Eskortefoldaten draußen waren, trat Nabatow zu Busowkin und sagte, indem er ihn an der Schulter berührte:

„Sag, Freund, ist es wahr, daß man Katmanow bei Euch vertauschen will?“

Das gutmütige, fremdbliche Gesicht Busowkins wurde plötzlich traurig, und seine Augen bedeckten sich gleichsam mit einem Häutchen.

„Davon haben wir nichts gehört. Wohl kaum,“ sagte er und fügte, ohne das Häutchen von seinen Augen zu entfernen, hinzu: „Nun, Aljinka, Du wirst Dich sicher wohl fühlen bei den Damen,“ und ging eiligst hinaus.

„Alle Welt weiß es, und es ist auch wahr, daß sie ihn vertauscht haben,“ sagte Nabatow. „Was wollen Sie machen?“

„Ich sage es dem Kommandeur in der Stadt. Ich kenne beide persönlich,“ antwortete Rechljudow.

Alle schwiegen, offenbar aus Furcht vor Erneuerung des Streits.

Simonson, der die ganze Zeit geschwiegen, die Hände unter den Kopf gezwungen hatte und so in einer Ecke auf der Pritsche lag, erhob sich, mißglaublich, ging vorsichtig um die Dasthenden herum und trat zu Rechljudow.

„Können Sie mich jetzt anhören?“

„Versteht sich,“ sagte Rechljudow und stand auf, um ihm herzugehen.

Als Katjuscha sah, wie Rechljudow sich erhob und ihm mit den Augen begegnete, errötete sie und schüttelte gleichsam verständnislos den Kopf.

„Mein Anliegen an Sie besteht in folgendem,“ begann Simonson, als er mit Rechljudow in den Korridor hinausgetreten war. Im Korridor war das Getöse und Geschrei der gewöhnlichen Verbrecher besonders hörbar. Rechljudow machte ein finstres Gesicht; Simonson aber wurde dadurch offenbar nicht gestört.

„Da ich Ihr Verhältnis zu Katerina Michailowna kenne,“ begann er eindringlich und ohne Umschweife, mit seinen guten Augen Rechljudow in das Gesicht blickend; „so halte ich mich für verpflichtet,“ fuhr er fort, mußte aber innehalten, weil unmittelbar an der Thür zwei Stimmen auf einmal schrieen, die sich über etwas stritten.

„Sag' Dir, Du Laas, schimpf nicht!“ schrie eine Stimme.

„Erstlich, Du Teufel,“ kreischte eine andre.

In diesem Augenblick trat Marja Pawlowna in den Korridor.

„Wie kann man hier sprechen,“ sagte sie, „gehen Sie dorthin, da ist nur Wjeroschtscha.“ Und sie schritt voraus zu einer winzigen kleinen Thür nebenan, die offenbar zur einzigen Zelle führte, welche jetzt den politischen weiblichen Gefangenen zur Verfügung stand. Auf einer Pritsche lag bis an den Kopf zugedeckt Wjera Jesfremowna.

„Sie hat Migräne, sie schläft und hört nichts; ich aber gehe fort,“ sagte Marja Pawlowna.

„Im Gegenteil, bleib hier,“ sagte Simonson, „ich habe vor niemand Geheimnisse, am allerwenigsten vor Dir.“

„Nun schön,“ sagte Marja Pawlowna, bewegte sich nach Kinderart mit dem ganzen Körper von einer Seite auf die andre und setzte sich durch diese Bewegung tiefer auf die Pritsche; dabei schickte sie sich an, zuzuhören, indem sie mit ihren hübschen, runden braunen Augen irgendwohin in die Ferne blickte.

„Also mein Anliegen besteht darin,“ wiederholte Simonson, „daß ich mich bei meiner Kenntnis von Ihrem Verhältnis zu Katerina Michailowna verpflichtet fühle, Ihnen mein Verhältnis zu ihr zu erklären.“

„Und das wäre?“ fragte Rechljudow, der unwillkürlich an der Einfachheit und Aufrichtigkeit, mit der Simonson zu ihm sprach, Gefallen fand.

„Daß ich Katerina Michailowna heiraten möchte...“

„Wunderbar!“ sagte Marja Pawlowna, deren Blick auf Simonson ruhte.

„Und entschlossen bin, sie darum zu bitten, daß sie meine Frau wird,“ fuhr Simonson fort.

„Was kann ich dabei machen? Das hängt von ihr ab,“ sagte Rechljudow.

„Ja, aber sie wird die Frage nicht ohne Sie entscheiden.“

„Warum?“

„Darum, weil, solange die Frage Ihres Verhältnisses zu ihr nicht endgültig entschieden ist, sie nicht wählen kann.“

„Meinerseits ist die Frage endgültig entschieden. Ich möchte das thun, was ich für meine Pflicht halte, und außerdem ihre Lage erleichtern; ich möchte ihr aber um keinen Preis irgendwie im Wege sein.“

„Ja, aber sie will Ihr Opfer nicht.“

„Hier ist von keinem Opfer die Rede.“

„Und ich weiß, daß dieser Ihr Entschluß unabänderlich ist.“

„Nun also, was reden Sie dann mit mir?“ sagte Rechljudow.

„Sie hat das Bedürfnis, daß auch Sie das anerkennen.“

„Wie kann ich anerkennen, das ich das thun muß, was ich für meine Pflicht halte. Das einzige, was ich sagen kann, ist, daß ich nicht frei bin, sie es aber ist.“

Simonson schwieg und überlegte.

„Gut, das werde ich ihr sagen. Glauben Sie nicht, daß ich in sie verliebt bin,“ fuhr er fort. „Ich liebe sie als ein schönes, seltenes Wesen, das viel gelitten hat. Ich habe von ihr nichts nötig, habe aber den schulischen Wunsch, ihr zu helfen, ihre Lage zu erleichtern.“

Rechljudow erstaunte, als er Simonsons Stimme hörte.

„... ihre Lage zu erleichtern“ fuhr Simonson fort. „Wenn sie Ihre Hilfe nicht annehmen will, mag sie meine annehmen. Wenn sie einwilligt, möchte ich bitten, daß man mich nach einem Verbannungsort schickt. Vier Jahre — sind keine Ewigkeit. Ich würde neben ihr leben und vielleicht ihr Los erleichtern.“ Wieder stockte er vor Erregung.

„Was soll ich dazu sagen?“ sagte Rechljudow. „Ich freue mich, daß sie einen Beschützer wie Sie gefunden hat.“

„Das ist es gerade, was ich wissen muß,“ fuhr Simonson fort. „Ich möchte wissen, da ich sie liebe und ihr Bestes will, ob Sie ihre Ehe mit mir für ihr Glück halten.“

„O ja.“ sagte Rechljudow bestimmt.

„Auf sie kommt alles an, ich möchte nur, daß dieses Herz, das so viel gelitten hat, zur Ruhe kommt,“ sagte Simonson und blickte Rechljudow mit so kindlicher Zärtlichkeit an, wie niemand von diesem finster aussehenden Menschen hätte erwarten können.

Simonson stand auf, ergriff Rechljudows Hand, beugte sich mit dem Gesicht zu ihm nieder und küßte ihn, verschämt lächelnd.

„Das, also das werde ich ihr sagen,“ sagte er und ging hinaus.

Siebzehntes Kapitel.

„Nun, was meinen Sie dazu?“ sagte Marja Pawlowna. „Verliebt, total verliebt. Das hätte ich nun vollends niemals erwartet, daß Wladimir Simonson sich auf diese ganz dumme knabenhafte Manier verliebte. Wirklich ein Wunder und, ich sage die Wahrheit — ein Jammer,“ schloß sie seufzend.

„Aber wie ist's mit ihr, Katja? Wie, glauben Sie, wird die sich dazu verhalten?“ fragte Rechljudow.

„Die...?“ Marja Pawlowna stockte, augenscheinlich im Wunsch, möglichst genau auf diese Frage zu antworten. „Die? Sehen Sie, sie ist trotz ihrer Vergangenheit von Natur eines der allermoralischsten Wesen... und hat so ein feines Empfinden... Sie liebt Sie — liebt Sie sehr und ist glücklich, daß sie Ihnen wenigstens das negativ Gute erweisen kann, Sie nicht mit sich zu ziehen. Für sie wäre eine Ehe mit Ihnen ein schrecklicher Fall, schlimmer als alles Frühere, und deswegen wird sie niemals darin einwilligen. Gleichzeitig beunruhigt Ihre Gegenwart sie.“

„Also was — soll ich verschwinden?“ sagte Rechljudow. Marja Pawlowna lächelte mit ihrem lieben Kinderlächeln.

„Ja, zum Teil.“

„Wie kann man denn zum Teil verschwinden?“

„Ich habe dummes Zeug geschwätzt; aber in Bezug auf sie wollte ich Ihnen sagen, daß sie wahrscheinlich das Thörichte seiner gewissermaßen verziickten Liebe sieht (er hat ihr nichts davon gesagt) und sich davon geschmeichelt fühlt und sich vor

ihm fürchtet. Sie wissen, ich bin nicht kompetent in diesen Dingen, aber mir scheint, daß auf seiner Seite ein ganz gewöhnliches männliches Gefühl, wenn auch maskiert, vorliegt. Er sagt, diese Liebe erhöhe in ihm die Energie, und die Liebe sei — platonisch. Aber ich weiß wohl, daß, wenn dieses ausschließliche Liebe ist, — daß ihr dann trotz alledem sicher etwas Häßliches zu Grunde liegt... Wie bei Nowodworow mit Lubotskja.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine deutsche Bau - Ausstellung.

Eine Ausstellung, die das deutsche Bauwesen veranschaulichen soll, ist am 1. Juli in Dresden feierlich eröffnet worden, und da sie bis zum 15. Oktober geöffnet bleiben wird, so ist hier eine gute Gelegenheit zum Studium der Baukunst und der Bauwissenschaft gegeben.

Wenngleich konstatiert werden kann, daß die Dresdener Bauausstellung am Eröffnungstermine „im großen und ganzen“ fertig war, so machte es doch keinen besonders angenehmen Eindruck, daß an den ersten Tagen nach der Eröffnung, an welchen wir diese Schauausstellung eingehend besichtigten, hauptsächlich die im Freien placierten Objekte noch stark in der Herstellung begriffen waren und daß auch weiter in den Hallen einzelne Aussteller überhaupt erst anfangen, ihre Erzeugnisse aufzustellen. Gewiß wird bei einem solchen Unternehmen immer etwas noch nach der Eröffnung vollendet werden; doch in Dresden wäre es wohl möglich gewesen, die Arbeiten rechtzeitig durch richtige Disposition seitens der Aussteller zu vollenden. Diese Forderung muß umso mehr erhoben werden, als ja nicht nur das Studium eines solchen Unternehmens wesentlich erschwert wird, wenn man in den ersten Tagen ein unfertiges Bild der Ausstellung sieht, sondern weil auch der Besuch der Veranstaltung darunter leidet, wenn es erst bekannt wird, daß die Ausstellung natürlich noch nicht „ganz fertig“ ist. So zeugt es gewiß nicht von besonders großem Dispositionstalent, wenn selbst bekannte (Electricitäts-) Firmen an den ersten Tagen der Ausstellung überhaupt erst beginnen, ihre Aufstellungen vorzunehmen.

Die deutsche Bau-Ausstellung ist in der Dresdener städtischen Ausstellungshalle untergebracht; da natürlich dieses Gebäude nicht zureichte, so ist es durch hölzerne Anbauten z. B. ergänzt worden. Die Ausstellung hat folgende Abteilungen: Staatsbauwesen, Privat-Architektur, Bau-Litteratur, Bau-Industrie, Technik, Kunst- und Bauhandwerk, sowie Landwirtschaftliche Baukunst.

Die hochinteressante große Abteilung „Staatsbauwesen“ umfaßt mehrere Säle mit allein 663 Nummern. Pläne, Photographien, Modelle, Materialien zc. aus den meisten deutschen Ländern sind hier von den Staatsbehörden aufgestellt worden. Namentlich die hochinteressanten Modelle von Brücken zeigen die bedeutenden Fortschritte der Technik auf diesem Gebiete. Der Besuch dieser Abteilung ist auf jeden Fall anregend, wenn man auch der Ausstellungsleitung den Vorwurf machen muß, das Verständnis gerade dieser Abteilung ganz unnötigerweise erschwert zu haben. Schlägt man nämlich den allgemeinen Katalog, der 75 Pf. kostet, auf, so steht unter Abteilung I zu lesen: Staatsbauwesen siehe besondere Katalog. Demüßt man sich nun zu einer Verkaufsstelle, so erfährt man, daß dieser Specialkatalog noch 2 M. extra kostet. Jedensfalls werden von den Ausstellungsbesuchern nur äußerst wenige sich dazu verstehen, noch diesen Katalog zu kaufen. Hier hätte die Ausstellungsleitung von vornherein Mittel und Wege finden müssen, um für den allgemeinen Bedarf eine Erläuterung der Abteilung Staatsbauwesen zu beschaffen; das hätte sich z. B. bequemer in einer kurzgefaßten Uebersicht machen lassen, die entweder dem allgemeinen Katalog eingeordnet, oder für vielleicht 25—50 Pf. als besondere Ausgabe hätte zugänglich sein müssen. Eine solche Unterstufung des Verständnisses für diese wichtige Abteilung hätte gewiß ihren Zweck erfüllt und auch dem Laien ein gewisses Eindringen in die Fragen der Baukunst dieses Gebietes und damit eine gewisse Vorstellung von den Aufgaben, Schwierigkeiten und Fortschritten derselben ermöglicht. Für die Fachleute hätte es ja dann trotzdem noch einen teuren und umfangreichen Katalog für diese Abteilung geben können.

Die Abteilung Privat-Architektur bringt durch Zeichnungen, Photographien und Modelle die mannigfaltigen Bauten zur Darstellung. Private sowie öffentliche Gebäude und Denkmäler verschiedener Art und für alle möglichen Zwecke können hier studiert werden. Zu dieser Abteilung gehören die reichhaltigen Kollektivausstellungen der „Vereinigung Berliner Architekten“, des „Dresdener Architektenvereins“, der „Donnerstag-Vereinigung Dresdener Architekten“, sowie der Architekten von Hannover und von München. Das auffällige Durchstreifen dieses Teils der deutschen Bau-Ausstellung ist in mancher Hinsicht anregend; das Verständnis für moderne Bauweisen und zweckmäßige Einrichtungen der Baualanlagen wird gewiß geweckt, und auch die Vergleichung von Bauteilen wird wohl un- zweifelhaft dazu führen, daß die sogenannte öffentliche Meinung die Leistungen des Architekten, der den Aufgaben seines Faches unter Berücksichtigung der modernen Anforderungen seiner Zeit gerecht zu werden sucht, mehr und mehr würdigen lernt.

In der III. Abteilung haben zunächst mehrere bekannte Verlagfirmen eine große Anzahl von Werken der Bau-Litteratur zur Ausstellung gebracht, wobei gleich hervorgehoben werden soll,

daß die Leitung der Bau-Ausstellung selbst insofern eine glückliche Idee hatte, als sie über die bantchnische Literatur der letzten Jahrzehnte ein Verzeichnis zum Preise von 75 Pf. herausgegeben hat, das gerade für die Kreise der Fachwelt großen Wert besitzt.

Zu diesem Teil gehören einige Sonderausstellungen. Zunächst sind die verschiedenen Pläne aus der Sammlung für Baukunde an der technischen Hochschule zu Dresden beachtenswert, die sich mit der Geschichte der sächsischen Architektur des 17. und 18. Jahrhunderts beschäftigen; es folgen dann die interessanten Aufnahmen zc., durch die Dr. F. Sarre unsere Kenntnisse von der mittelalterlichen Backstein-Architektur in Vorderasien und Persien bereichert. Den Schluß in dieser Abteilung macht die Sonderausstellung des Verbands deutscher Architekten und Ingenieure Dresdens, die das Vauernhaus in Deutschland und seinen Grenzgebieten veranschaulicht.

In der großen Abteilung: Bauindustrie sind namentlich die wichtigeren Baumaterialien unserer Zeit dargestellt; zum großen Teil hat man den zweckmäßigen Weg gewählt, die Rohprodukte sowie die Erzeugnisse nach den diversen Phasen der Verarbeitung bis zum fertigen Baumaterial durch entsprechende Proben auszustellen, um so dem Publikum Gelegenheit zu geben, gewissermaßen die Fabrikation kennen und würdigen zu lernen.

Dieser Zweck wird aber in vielen Fällen besser erreicht werden, wenn Photographien, oder noch besser: Modelle der Fabriken etc. selbst ausgestellt werden, so daß auch der Arbeitsprozeß übersichtlich erkennbar gemacht wird. Nützlich wie man die bekannten Bergwerksmodelle hat, ließen sich mit entsprechenden Modifikationen lebendige Darstellungen der Fabrikationen mancher Baumaterialien geben. — Einen recht guten Eindruck bekommt man jedenfalls, wenn man z. B. einige Cementfässer aufgestapelt und dann daneben auf einem Tisch ein Gefäß mit Cement sieht. Der Lait wird jedenfalls durch eine solche Darstellung keine falsche Ahnung von der Cementfabrikation und damit auch kein Verständnis für dieses Baumaterial bekommen.

Die Konstruktionen von Wänden, Decken von großen Spannweiten, Treppen zc. mit den Hilfsmitteln der heutigen Bauindustrie sind fast durchweg in sehr verständiger Weise zur Ausstellung gebracht. Auch die heutzutage zum Bau benutzten mannigfachen Natur- und die immer zahlreicher werdenden Kunstprodukte sind reichhaltig vertreten.

Die Bau-Technik ist zahlreich beschildert; sie zeigt, was unser heutiges Bauwesen den Leistungen der Maschinen-, Heizungs-, Lüftungs-, Beleuchtungs- und Metalltechnik verdankt. Natürlich kann dieser Teil nicht vollständig sein, denn die Zahl der wichtigen technischen Erfindungen, die für das Bauwesen in Frage kommen, ist so groß, daß es schwer fallen wird, jemals hier alle Wünsche in Bezug auf Vollständigkeit zu befriedigen. Es sind allerdings in dieser Abteilung viele Dinge ausgestellt, deren Zusammenhang mit dem Bauwesen (z. B. Schreibmaschinen zc.) man nicht recht einsehen kann, während andre ungemein wichtige Neuheiten, die hierher gehörten, vom Fachmann sehr vernünftigt werden; dazu kommt, daß man leider eine für den Arbeiterschuß im Bauwesen instruktive Unterabteilung überhaupt vergeblich sucht.

Das Kunst- und Bauhandwerk zeigt seine Leistungen in mitunter beachtenswerten und eigenartigen Arbeiten, die ein erfreuliches Bild von dem Streben und Können Deutschlands auf diesen Gebieten friedlicher, nützlicher und künstlerischer Kulturarbeit geben.

Die letzte Abteilung, „Landwirtschaftliche Baukunde“, wird hauptsächlich durch ein gut und zweckmäßig eingerichtetes Mustergehöft dargestellt, das denn auch ein Anziehungspunkt für die Ausstellungsbesucher ist, zumal dieser kleine Gutshof gewissermaßen betrieblen wird, d. h., daß man Gelegenheit hat, landwirtschaftliche Produkte (Milch zc.) sofort zu konsumieren. Auch sonst zeigen viele der Objekte dieser Abteilung, wie die technischen Fortschritte mehr und mehr auch den reaktionärsten Landbewohner zwingen, die altwäterlichen, unpraktischen Einrichtungen und Hilfsmittel aufzugeben, um dafür die besseren Erzeugnisse unserer Tage anzuwenden.

Wenn wir nun auch im Vorstehenden gewisse Mängel dieser Veranstaltung scharf hervorgehoben haben, so wollen wir doch nicht aufsehen, zum Schluß ausdrücklich zu betonen, daß der Besuch dieser deutschen Bauausstellung dennoch lohnend ist, daß sie jedem denkenden Kulturmenschen Anregungen und Vermehrung seines Wissens bringen dürfte.

Mit der Ausstellung ist ein Vergnügungs-Est verbunden, welches eine deutsch-römische Grenzansiedlung in Verbindung mit diversen Vanilichkeiten andern Charakters darstellt. Aus diesem Vergnügungs-Est erhebt sich ein Turm, der Reichbar, dem wohl eine gute Idee: nämlich der deutsche, kräftig in die Höhe strebende Eichenbaum zu Grunde liegt, der aber doch nicht gerade als gut gelungen in den Formen seiner Ausführung gelten kann. P. M. G r e m p e.

Kleines Feuilleton.

— Ueber Entstehung und Verbreitung des Papiers handelt ein soeben erschienenen Buch von Augustin Blanchet, dem die „Frankfurter Zeitung“ folgende Daten entnimmt: Der Anfang des Papiers ist im chinesischen Bambusblatt zu suchen, auf welches mit glühendem Eisen die Figuren der chinesischen Sprache eingedrückt wurden; um diese Figuren dauerhafter zu machen, drückte man sie auf Seide. Ungefähr 100 Jahre nach Christi Geburt erfand der Hofbeamte Tsai-Loum das eigentliche Papier, ein Gemisch aus Baumrinde,

alten Lumpen, Pflanzenfasern und Hanffäden. Ueber Korea kam das Papier nach Japan, um 593 verbesserte es der Weise Doncho, bald darauf Prinz Shotoku durch Anwendung der Rinde des Maulbeerbaumes und des Hanfes. 806 bis 807 errichtete der Staat selbst Papierfabriken, wo man fünf Arten erzeugte: „Mafushi“ aus Hanfspitzen, „mashishi“ aus Hanfrüden, „kokusai“ und „dangshi“ aus Maulbeerbaumrinden, „hishi“ aus den Fasern der Edgeworthia papyrifera. Ins Abendland wurde die chinesische Erfindung durch die Araber gebracht. Durch die Almohaden kam die Kunst nach Fez, Marokko und Spanien, wo sich bei Valencia im Städtchen Xativa die erste Papiermühle erhob, der mehrere in Katalonien folgten. Das arabische Papier kam bald auch in die Seestädte Italiens und nach Sizilien; in Fabriano arbeiteten 1307 bis 1324 nach Angabe des Forschers Jonghi sechs Mühlen. Venedig rig den ganzen Papierhandel durch Jahrhunderte an sich.

Wo die erste Mühle in Deutschland stand, war lange strittig, die einen verlegten sie nach Augsburg (1488), die andern nach Regensburg (1539). Die neue Forschung entdeckte sie in Gleismühl bei Nürnberg, wo sie schon 1390 unter Leitung Ulman Strömers arbeitete. In der Schweiz weisen die ersten Spuren auf das Dorf Braroman bei Freiburg (1411), dem 1440 Basel folgte; in England errichtete John Tate zu Stevenage in Hertfordshire die erste Mühle 1494, die zweite 1507 bei Hartfort. In Oesterreich ließ Karl IV. aus Italien „Papierer“ kommen, die 1370 in Eger eine Mühle bauten; im 16. Jahrhundert entstanden in Böhmen Fabriken zu Trautenau (1505), Weyden bei Leitfisch (1509), Friedland (1590). Der dreißigjährige Krieg zerstörte diese Etablissements, neue erhoben sich zu Weißwasser (1660) und Hohenelbe (1667). Mähren hatte zwei Mühlen, zu Jglast (1530) und zu Olmütz (1576), in Nieder-Oesterreich errichtete das Stift Heiligenkreuz 1616 eine Fabrik zu Leodsdorf, die 1683 von den Türken samt den Arbeitern verbrannt, 1688 vom Stifte Moll restauriert wurde. Karl VI. berief, um die Fabrikation zu heben, Arbeiter aus Deutschland und der Schweiz, doch hatten sie wenig Erfolg. In Holland beschränkte man sich bis 1586 auf den Handel mit französischem und italienischem Papier, bis am 26. April desselben Jahres der Herzog von Leicester die Dordrechter Bürger Hans von Kest und Jean Lupaert zur Errichtung zweier Mühlen autorisierte; neue Konzessionen folgten für Aldmaar, Zeland, Arnheim, doch hielten sie sich nicht lange. 1613 errichtete der Franzose Martin Orges eine Mühle zu Apeldoorn und ward der eigentliche Begründer der Papier-Industrie in Holland, welcher die Erfindung des „rollenden Cylinders zur Zersäuerung des Stoffs“ neues Leben gab. Diese neue Erfindung — der Erfinder ist unbekannt geblieben — machte der deutsche Architekt Leonhardt Christoph Sturm 1697 durch eine ausführliche Beschreibung bekannt, als er Saardam besuchte. In Rußland wird einer Mühle 1576 Erwähnung gethan, die Fedor Savine „am Bache Dutcha“ errichtete und nach deren Muster der Patriarch Nikon eine Fabrik zu Moskau bauen ließ. Praktischen Wert erhielt die Industrie erst durch Peter I., der selbst zu Saardam gearbeitet hatte und zu Doudershof bei St. Petersburg die holländische Erfindung benützte. In der Türkei entstand in der Nähe Konstantinopels die erste Mühle 1745 durch den Direktor der kais. Druckerei Abraham Gfendi, in Nordamerika errichtete der 1690 ausgewanderte Holländer und Anhänger der Memoniten-Sekte William Mittinghuyzen im Verein mit dem Drucker Bradford die erste Fabrik in der neuen Welt. —

Litterarisches.

Lust und Leid. Novellen von Georg Freiherr v. Ompteda, Fontane u. Co. Berlin. — Eigentlich sind es keine Novellen, sondern stoff hingeworfene Skizzen oder stoff erzählte Geschichten, in denen freilich häufig ein novellistisches Motiv steckt. Am höchsten dürfte wohl die erste zu stellen sein, die einen milden, resignierenden Mann zeichnet, der von seiner Frau verlassen wird. Sein Schicksal entfaltet sich sehr lebendig vor unsern Augen, auch die Naturwilderung kommt nicht zu kurz. Was trotz alledem die Arbeit nicht zur Novelle emporwachsen läßt, ist die fehlende psychologische Tiefe. Schließlich sind es doch nur die Vorgänge, die Ereignisse, die Katastrophen, die wir erfahren. Eine Handlung wird geschildert und spannend erzählt, aber sie steigt nicht aus den Tiefen der menschlichen Seele. Von der Frau, die zunächst ihren Mann innig liebt und ihn dann verläßt, erfahren wir beispielsweise so gut wie gar nichts. So bleibt schließlich das Ganze doch in der Erzählung stecken. — Am kurzweiligsten vorgetragen ist vielleicht die „kleine Tänzerin“. Auch ein hübscher Schimmer von Poesie fliegt über die Zeiten. Nur ist das Motiv so grell, daß es störend wirkt. Man denke: eine kleine Tänzerin hat das Unglück stumm zu sein. Auf ihren einsamen Spaziergängen im Stadtpark trifft sie einen Maler, der ihr der Weize der Landschaft entfällt. Sie hört immer zu, nur ihre Augen sprechen, und so merkt er zunächst nicht, daß sie stumm ist. Als sie auf eine Frage den Kopf schüttelt, glaubt er, daß sie eine Ausländerin ist, die kein Deutsch versteht. Die Spaziergänge werden dann in derselben Weise fortgesetzt. Schließlich verläßt der Maler den Ort. Die kleine Tänzerin, die ihn liebt, wird von einem wilden Entfegen gepackt. Sie strengt sich krampfhaft an, um nur das Wörtchen „bleib“ zu sagen, aber sie bringt nichts heraus, als ein tierisches Lallen. Der Künstler flieht entsetzt vor dem armen Wesen, das wie eine Wahnsinnige vor ihm steht. Das ist in jeder Beziehung ein häßliches Bild, das durch keine künstlerische Tugend erträglich wird. Wirkungs-voll ist es ja in einer Weise, aber es ist die Wirkung, die man

Effekt nennt. Das französische Wort bezeichnet übrigens den Ursprung des Genres. Es ist nicht alles gut, was unsre Schriftsteller von den Franzosen lernen.

Ein diskreter, aber gerade darum wirkungsvoller Humor liegt in den beiden Skizzen „Das Moralische“ und „Quaiffel-Lopp“. Herr Kaumann schildert einen Künstler, der als Klavierspieler in einer fragwürdigen Aneipe verkommen ist. Fast jede der kleinen Erzählungen behandelt ein Motiv, das nachdenklich stimmt. Dabei langweilen sie nie und so kann die Lektüre innerlich empfohlen werden. — E. S.

Völkervernede.

— **Kannibalismus in Europa.** Im Juniheft der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“, spricht Dr. Alfr. Butscher kurz davon, wie auch der Kannibalismus in Europa vormalig nicht fehlte. Von den westlichen Slaven erzählt, wie wir der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ entnehmen, Zeiler: „Es ist ein ehelicher Brauch im Bagerlande, gleichwie in andren Wendlanden gewesen, daß die Kinder ihre altbetagten Eltern, Witsfreunde und andre Verwandten, auch die, die nicht mehr zur Arbeit dienlich, töteten, danach gekocht und gegessen. . . Dieser Brauch ist lange Zeit bei etlichen Wenden geblieben, insonderheit im Lüneburger Lande.“ Auch aus einem griechischen Aephtenliede will Butscher herauslesen, daß das Auffressen getödteter Feinde Kraft und Stärke giebt. Ein bulgarischer Hektorist, N. A. Saparev, erzählt von dem Abschlagen alter Leute, das in alter Zeit im Schwange gewesen sein soll. Dazu bemerkt Dr. Fr. Krauß: „Man kann ruhig behaupten, daß bei den Sidslaven sowohl wie bei den Hengriechen das Menschenfleisch-Fressen ans religiösen Motiven fast noch in unsern Tagen vorgekommen sein muß. Der Kopf getödteter Feinde diente zuweilen zur Zauber-verseuchung, durch die man die Erwerbung der Eigenschaften des Verstorbenen für sich und durch weitere Vererbung für seine Nachkommen erhoffte.“ Auch in einem Gusslarenliede ist von eigentlichem Kannibalismus berichtet. In dem Märchen vom Wachandelboom (Grimm), haben wir eine dem Kannibalismus ganz ähnliche Geschichte, doch trank man bei den Germanen höchstens von dem Blut derjenigen, die man sich zu Feinden machte, der „Blutbruderschaft.“ Nur die Slaven scheinen nach Butscher Kannibalismus getrieben zu haben. —

Aus dem Tierleben.

— **Seltene Brutpflege bei Wasserwanzen.** Es war bereits bekannt, daß gewisse Wasserwanzen aus der Gruppe der Belostomatiden nach Art mancher Kröten und Kröten ihre Eier bis zum Auskriechen der Larven auf dem Rücken tragen. Man hatte allgemein angenommen, daß es das Weibchen sei, welches die Eier bis zu ihrer Reife miterschleppte. Nach den Beobachtungen aber, die Fräulein Florence Wells Slater im entomologischen Laboratorium der Cornell-Universität in Ithaca ausgeführt hat, ist das Weibchen, schreibt der „Prometheus“, nicht die Eierträgerin, sondern das Männchen muß gezwungenermaßen diese schwere Last auf sich nehmen. Denn die Eier sind verhältnismäßig groß und ihre Zahl steigt auf 75 bis 85 Stück, welche in regelmäßigen Diagonalreihen über die Flügeloberseite der Männchen gelegt werden, so daß diese sonst lebhaft hin- und herschiebenden Insekten dadurch am Fliegen gehindert werden und nun ruhig auf dem Blatt einer Wasserpflanze sitzend, ihr Schicksal tragen und sich kaum gegen Angriffe verteidigen, weil ihnen, wie es scheint, unter ihrer Würde ihr Leben leid ist. Natürlich muß das Weibchen dem Männchen die Eier mit Gewalt aufzwingen, und da die Eiablage vom Juni bis Ende August währt, hatte Fräulein Slater wiederholt Gelegenheit, den Vorgang von Anfang bis zu Ende zu beobachten. Es dauert manchmal ziemlich lange, bis es dem Weibchen gelingt, das Männchen zu fangen und festzuhalten, denn dasselbe bleibt auf seiner Hut und weiß manchen Versuch abzufallen. Einmal dauerte es fünf Stunden lang, bis es dem hartnäckigen Weibchen gelungen war, das Männchen zu fangen. Es nähert sich ihm manchmal bis auf einige Zoll und wartet vielleicht eine halbe Stunde auf den günstigen Augenblick, ihm auf den Rücken zu springen. Aber der Versuch mißglingt häufig, und das Weibchen tut dann, als ginge es nur seiner Nahrung nach, worauf es nach einiger Zeit wieder einen Versuch macht und vielleicht wieder zurückgeschlagen wird, bis es ihm endlich glückt. Das Männchen wird dann unbarmherzig so lange festgehalten, bis seine ganze Rückenseite, die Flügel und der Hinterleib dicht mit Eiern besetzt sind, was oft 5 bis 6 Stunden dauert. Das Männchen versucht auch dann noch oft, sich die anfangs gelben, bald grau werdenden Eier mit den Beinen vom Rücken zu streifen oder zu stoßen und manchmal gelingt es ihm. Solche von ihrer Last befreiten und ihrer unwürdigen Rolle entgangenen Männchen schossen dann wieder frei und lustig umher. Die andern finden sich schließlich in ihrer Brust. Sie häuten dann mit Hilfe ihres dritten Weinpaares, welches mit langen Haaren versehen ist, sorgsam über ihre Eiablage hin, um sie sauber zu halten und von Fremdkörpern zu befreien, die sich darauf eingesunden haben. Es wiederholt sich also hier im Insektenreich, was man bei so vielen Fischen und Amphibien beobachtet. Das Männchen wird an der Brutpflege beteiligt und muß wohl oder übel seinen Teil zur Aufbringung der Nachkommenschaft auf sich nehmen. —

Geologisches.

— **Das Zurückweichen der Gletscher.** Nach den Mitteilungen des Jahrbuchs des schweizerischen Alpenklubs wurden letztes Jahr in der Schweiz 73 Gletscher beobachtet. Von diesen haben 10 zugenommen, 63 sind zurückgegangen. Die Verminderungstendenz der Gletscher hat sich verschärft. Diejenigen Gletscher, die im Jahre 1898 zugenommen haben, sind im Laufe des Jahres 1899 stabil geblieben. Es ist möglich, daß das unterbliebene Wachsen dem prächtigen Sommer von 1899 zuzuschreiben ist. Von allen Gletschern zeigt ein sicheres, unzweifelhaftes Wachstum einzig der Dövényes-Gletscher im Nanton Ballis. Beim Rosenlanigletscher (Verner Oberland) war im Jahre 1897 und 1898 ein Wachsen beobachtet worden, das im letzten Jahr jedoch nicht angehalten hat. Die beiden Grindelwaldgletscher, die bis jetzt entschieden stationär geblieben waren, fangen an abzuweichen, der untere Aargletscher, bis 1893 stationär geblieben, ist 23 Meter zurückgegangen. Zum erstenmal, seitdem er gemessen wird, wurde auch am Eigergletscher ein Zurückweichen wahrgenommen, dieser Gletscher ist teilweise 70 Meter zurückgegangen. Der Standerergletscher ging ebenfalls zurück. Im Ballis ging der Rhonegletscher etwa 9/2 Meter zurück, der Durandgletscher ist in den letzten acht Jahren 350 Meter zurückgewichen. Die Gletscher im Rhonethal gingen alle zurück. Der Gletscher des Tonz ist gegenwärtig ein Kilometer von der früheren Moräne entfernt. Der Gletscher Argentiere verlor in einem Jahr 60 Meter. Der Bericht weist auf den Diesgletscher (Ballis) hin, der das Institut von Manda herbeigeführt hat, ferner auf den Gletscher von Giéroz, durch dessen Veränderungen sich ein See bildete, der am 16. Juni 1818 ausbrach, dabei das ganze Dagnethal bis Martigny entsehrlich verheerend. Der Bericht betont, diese beiden Gletscher sollten fortwährend aufmerksam beobachtet werden, damit man über die tatsächlichen Veränderungen ins Klare komme. Von 80 in den Walliser Alpen beobachteten Gletschern zeigten 22 ein bestimmtes Zurückweichen, 3 zeigten ein wahrscheinliches Zurückweichen, 4 ein wahrscheinliches und 1 ein bestimmtes Wachsen. —

Humoristisches.

— Er berichtigt sich. Elja: „Wie geht's Deinem Nam?“

Grete: „Ach, der arbeitet an seinem Werk über Eherecht!“

Elja: „Aber das war doch bereits vor Eurer Hochzeit erschienen?“

Grete: „Allerdings, aber er will jetzt eine veränderte, neue Auflage veranstalten!“ —

— Ein Zweifler. Fräulein: „Ach, Herr Claasen, nehmen Sie mich doch mal mit ans Meer . . . ich möchte so gern wissen, wie Sie die Rehe answerfen!“

Schiffer: „Na na, Frosen! . . . und dat sollten Sä nich weeten?“ — („Zust. Bl.“)

Notizen.

— Ein internationaler Verlegerkongreß wird vom 9.—12. Juni 1901 in Leipzig stattfinden. —

— Gustav von Moser hat einen neuen Einakter „Ohne Konjens“ beendet, der im Warmbrunner Kurtheater bereits in diesen Tagen aufgeführt werden wird. —

— Ein Mecklenburger Bauern-Ensemble gedenkt der Neuter-Interpret Otto Frische ins Leben zu rufen. Das Ensemble wird zuerst in Berlin gastieren. —

— Gabriele d'Annunzios Tragödie „Glorio“ soll mit Adele Sandrod in der kommenden Saison in einem Berliner Theater aufgeführt werden. Ein neues Drama, an dem d'Annunzio gegenwärtig arbeitet, wird gleichfalls in Berlin, und zwar unter Mitwirkung der Leonore Duse, seine Erstaufführung erleben. —

ar. In der Berliner Secessions-Ausstellung sind neuerdings Werke von Hermann Gendrich, Oskar Frenzel, Franz Starbina, Hans Thoma, Georges Griveau, Max Liebermann („Vadende Jungen“), Ludwig Dill, Ludwig v. Hofmann („Sonnensstrahl“), Walter Leistikow („Hafen“) und zwei weitere Wiederholungen der Bronze „Europa“ von Georg Deba in Privatbesitz übergegangen. —

t. Der zweite wissenschaftliche Kongreß für Amerika wird vom 20.—31. März 1901 in der Hauptstadt von Uruguay abgehalten werden. Die Verhandlungen sollen nach den verschiedenen Wissenschaften in neun Abteilungen erfolgen. —

— Gegen Schlangenbiss wird, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, mitteilt, in Amerika ein sehr einfaches Mittel angewendet. Es wird nämlich das verletzte Glied in Kerosin oder Petroleum eingetaucht, oder, wenn dies nicht thöulich, ein Lappen mit dem Del getränkt und auf die Wunde gelegt und lange darauf liegen gelassen; geschieht dies so bald wie möglich, unbedingt innerhalb der ersten zwei Stunden nach der Verwundung, so wird der Biss einer jeden Schlange, einschließlich der Molassinschlange, dadurch unschädlich gemacht. —

— Der Besizer der Fischzüchterei in Veshemont, Herr de Marcellar, hat mit dem besten Erfolg die Regenbogenforelle aus Kalifornien (*Salmo iridius*) in Frankreich eingeführt.